

Im Kampfe mit Franktireurs.

(Kriegsroman von Adolf Hausel.)

(4. Fortsetzung.)

„Wie, du hier, Raoul?“ rief dieser freudig erstaunt. „Schade, daß du nicht früher eintriffst. Die von deiner tapferen Schar hätte der Feind nicht widerstanden!“

„Meinst du?“ fiel der andere spöttisch ein. Da kennst du die Preussens schlecht. Die wissen sich immer durchzubiseln. — Wer konnte auch ahnen, daß die Kanakillen so vorfichtig wären! Ich dachte, sie hier im Schilde zu überumpeln, und dann wären sie unentbehrlich verloren gewesen. Sie müßten Wind von unserer Absicht bekommen haben, denn sie überfielen uns und — Tod und Teufel — ich werde wahrhaftig, wenn ich denke, daß die Handvoll Reiter die bisher unbefiegte Schar der „Vengeurs“ zersprengen konnte!“

Küher sich vor Mut und Schmerz warf er sich auf einen Stuhl und begrub das Antlitz in den Händen. „Also du warst der Anführer unserer Landsleute?“ fragte nicht ohne Verwunderung der Marquis. „Ich glaube dich noch in Nancy, mit der Ausrüstung deines Freikorps beschäftigt.“

„Mich trieb der Durst nach Rache vorwärts. Wir sind schon einige Wochen unterwegs und haben dem Feind beträchtlichen Schaden zugefügt. Auf dem Marsch hierher habe ich die vereinzelten Haufen der Bauern gesammelt und dadurch meine Schar anfänglich vermehrt. Mit dem Zug aus Arcene gälten wir über vierhundert Mann, und glaubten daher, die paar Deutschen spielend zu überwältigen. Oh, diese Hunde, wie ich sie hasse!“

„Aber sag, wie entkamst du ihren Händen?“

„Gleich bei Beginn des Kampfes erhielt mein Pferd einen Schuß. Ich stürzte mit ihm. Unfähig, mich aufzurichten, blieb ich ruhig liegen und spielte den Toten. Um ein Haar hätte ich mich verraten, als ein nocheinmal Pruffen mich beglückte. Zum Glück merkte der Burde nichts. Hier, meinem wadern Pächter Nicolas dankte ich meine Rettung!“

Er deutete auf einen eintretenden Bauern von unterfester Figur, dessen häßliches, von Narben durchfurantes Gesicht sich bei dem Lobe zu breitem Grinsen verzog.

„Dieser Mann,“ fuhr Raoul fort, „zog mich, als das Gefecht vorüber war, unter dem Pferde, das mir übrigens als sicherer Schutzwall gegen die feindlichen Augen dienete, hervor, und borg mich in einer Hütte, wo ich eine kleine Metamorphose mit mir vornahm. Er brachte mich hierher zu meinen teuren Verwandten. — Doch, was weißt du, Nicolas?“

„Der Baron! Ich denke, die verdammten Deutschen werden noch unser Blei zu kosten bekommen!“

„Wie das?“ forschte gespannt Raoul.

„Ich habe Pierre, den Sohn des Maire, mit ein paar Dutzend unserer Leute, die ich in der Eile sammelte, nach dem Gehölz von Sompuis entsandt, das die Reiter passieren müssen. Die „Rächer“ werden ihrem Namen Ehre machen und für das vergossene Blut der Unsern manchem Feind das Lebenslicht ausblasen.“

„Das hast du gut gemacht, brader Nicolas! Geht jetzt, ich werde dich rufen, wenn ich deiner bedarf.“

„Aber was hat denn meine teure Cousine?“ wandte sich Raoul verwundert zu Céclie, die bei den Worten des Bauern erblaut und mit allen Zeichen hochgradiger Erregung auf einen Stuhl niedergesunken war.

Liebedoll suchte er die zitternde Gestalt des schönen Mädchens zu umfassen, doch diese wehrte ihn heftig ab und stieß ihn, als er ihr noch stürmischer nahte, zurück.

„Was soll das heißen, Céclie? Klang es mit unterdrücktem Grimm aus seinem Munde. „Ist das der Willkomm für Ihren Erblosen, der eben erst großer Gefahr entronnen ist? Und fragend flog seine Blicke von der Schwester zu dem Bruder.“

„Ja, lieber Raoul,“ versetzte dieser, „in den letzten Stunden hat sich die Bedeutung dieses Ereignisses, Céclie ist von den Ereignissen ergriffen und befindet sich in nervöser Ueberreizung. Laß ihr Zeit, sich zu erholen.“

„Aber dieser Widerwillen, der sich in Céclies Abweisung kundgibt — ist der auch ein Ausfluß ihrer überreizten Stimmung?“ fragte nicht ohne Mißtrauen Raoul. „Sprich, angebetete Céclie, liebst du mich nicht mehr?“

Es war der Ton mühsam beherrschter Leidenschaft, der zitternde Klang mächtiger Erregung, der sich in seiner Frage ausprägte, und sorgfältig richteten sich die Blicke des heißblütigen Weibes auf die Jungfrau, die jetzt die Entscheidung kommen ließ und alle ihre Kräfte sammelte, um ihr gegenüber zu sein. Ruhig und stolz erhob sie sich, und

fühl und gemessen kamen ihr die Worte von den Lippen.

„Ich habe dich nie geliebt, Vetter! Wenn ich deine Werbung dulde, so geschah es, weil ich mich dem Willen des sterbenden Vaters beugte. Durch Färllichkeit von meiner Seite bist du nie verlobt worden, ich begreife daher dein stürmisches Gebahren nicht.“

„Aber ich liebe dich, verzehrend heiß, und dein Widerstand schürt noch die Glut. So bist du göttlich schön, Céclie, in dieser kühlen Zurückhaltung, diesem unnahbaren Stolz! Mädchen, was hast du aus mir gemacht? Sieh, einer der gefestesten Kavaliere des französischen Adels, der verlobte Liebhaber der Frauen, stinkt dir zu Füßen und fleht um Erbarmung!“

Ganz aufgehend in seiner Leidenschaft sank er der Komtesse zu Füßen und richtete seine Blicke in versengender Glut auf Céclie. Es lag eine dämonische Gewalt in dieser Werbung.

Céclie blieb unbewegt. Ihr kam der ganze Auftritt wie die Wiederholung einer schon oft probierten Komödie vor. Angeleitet von der Zudringlichkeit und Annäherung des Mannes, der ihr die Reste eines ausschweifenden Lebens als Liebe anzubieten mochte, sprach sie im Ton eifriger Kälte:

„Stehen Sie auf, Herr v. Verbignac! Sie sind hier nicht in einem Salon der Pariser Halbwelt oder in dem Boudoir einer Tänzerin der Großen Oper! Bis jetzt waren Sie mir gleichgültig — sorgen Sie, daß ich nicht Sie verachten lerne!“

Wie von einer Tarantel gestochen, schnellte der Baron in die Höhe. Kein Zweifel! — Sie liebte ihn nicht. Denn das war Wahrheit, dieser stolze, eifrig kalte Blick, der den glühenden Feiler bis ins Mark traf. Und dennoch war sie göttlich schön, wie sie vor ihm stand: in dem bewundernden Reiz ihrer Anmut, der Frische ihrer Jugend, dem heroischen Adel ihrer Haltung. Dies alles sollte er aufgeben, um einer Loune, einer Einbildungswelt weichen? Nein, um alles in der Welt, so leicht gab sich Raoul v. Verbignac nicht besiegt. Noch ein kühner Sturm, und die stolze Feste muß sich ergeben!

Umsonst! Auch der zweite Sturm misglückt. Den erneuten, leidenschaftlichen Beteuerungen Raouls legt Céclie unerschütterliche Ruhe und Kälte entgegen. Selbst der drohende Hinweis, daß die Abweisung ihn in den Tod treiben werde, vermag die Grausame nicht zu erweichen, ja, sie wagt noch seiner zu spotten.

„Wenn du so lebensmüde bist, Vetter, so zeige auf dem Schlachtfeld, daß du den Tod nicht fürchtest. Dort in den Weiden deiner Bräuer, die um des Vaterlandes Freiheit kämpfen, ist dein Platz!“

„Und trotz' ich nicht täglich dem Tode? Als Führer der „Rächer“ habe ich genug Proben meines Mutes gegeben!“

„Nennst du es Mut, den Feind meuchlings zu überfallen, aus sicherem Hinterhalte ahnungslose Soldaten niederzuschießen und die Verwundeten erbarmungslos zu mordeten? Ist das eines französischen Edelmannes würdig?“

„Und das sagst du!“ fuhr Maurice auf. „Du, die begeistert unserm Tun zustimmst und in glühendem Haß gegen die deutschen Barbaren es mit den fanatischsten unserer Landsleute aufnimmst! Das sagst du, die den eigenen Bruder überredete, selbst eine Freischär zu werden und die Feinde zu töten, wo man sie findet!“

„Ja, du hast recht, das sagte ich,“ erwiderte Céclie, und das Feuer edler Aufwallung umfloß ihr herrliches Profil. „Das sagte ich, als ich noch nicht wußte, wer diese Deutschen waren. Ihr habt sie mir als rohe Barbaren, als räuberische Horden geschildert, die die furchtbaren Gräueltaten in der Wiege erwidern, kein Verbrechen war so schlecht, das sie nicht begangen hätten. Und nun finde ich, statt dessen lauter gestittete Menschen, Soldaten voll strenger Disziplin und Achtung vor fremdem Eigentum, die Offiziere ritterlich, hochgebildet, lebenswürdig und frei von der Eitelkeit und Prahlerei, die ein Erbteil unserer Armee sind.“

Mit aufgerissenen Augen starrte der Baron die Komtesse an, aus deren Munde er am wenigsten ein solches Urteil erwartet hätte — eine Verherrlichung der Feinde. Oh, wie er sie hasste, diese Deutschen! Doch wie konnte sie, die stolze Edelmannin und Vollblutfranzösin, zu solcher Erkenntnis kommen? Es ging ihm wie durch den Schädel, in seinem Gehirne jagten die tollsten Vorstellungen durcheinander.

Jetzt hielt es der Marquis für geraten, den Streit zu rascher Entscheidung zu bringen.

„Du wunderst dich, lieber Vetter, über Céclies plötzliche Wandlung. Frage sie doch, wer diese Zunge gebracht hat. Ich will dir die Antwort geben: Ein schlanker Reiteroffizier, mit allen Merkmalen germanischer Rasse, blonden Haaren, blauen Augen und dem schnelligen kaukasischen Wollhaare Schuls. Scheint dir

so etwas verwunderlich, daß du mich so anstarrst? Eine Liebe, die über Nacht kommt, darf dich in unsrer an Ueberforschungen reichen Zeit nicht wundern!“

Diese mit unsäglicher Bitterkeit gesprochenen Worte begannen endlich bei Raoul zu wirken und den Dunstkreis seiner Gedanken aufzuhellen. Ja, so mußte es sein! Nur auf diese Weise ließ sich Céclies Wandlung erklären. Aber Gewisheit wollte er aus ihrem eigenen Munde.

„Ist das wahr, was Maurice sagt?“ fragte er, an Céclie dicht herantretend, daß sein fliegender Atem ihr Gesicht streift. Und unheimlich bohrt sich sein Blick in ihr Antlitz.

„Es ist die Wahrheit! Ich liebe den Deutschen mit allen Fasern meines Herzens und werde ihn lieben, so lange ich atme. So lange der Himmel sich über mir leuchtet! rief Céclie mit begeistertem Ausdruck in Wort und Gebärde.“

Rasend vor Wut pochte Raoul die Hand der Komtesse und presste sie mit brutaler Gewalt, daß der Gewählten ein Schmerzschrei entfuhr.

„Einde Verführerin der Vaterlands!“ rief er der Mund des Wütenden. „Hast du so alle Schand verweisen, daß du noch mit deiner Schande prahlst? So höre denn...“

„Zurück, Raoul!“ unterbrach Maurice seinen Vetter und besetzte mit raschem Griff die Schwester aus dessen Händen. „Weißt du nicht, was du einer Dame schuldig bist? Ich bulde keine Beleidigung meiner Schwester, das merke dir!“

„Tod und Hölle! Du willst ein Mann unfrei wolle sein? Jämmerliches Jerrbild von einem Franzosen! Wo ist dein Stolz, dein hochfahrender Sinn geblieben? Einer jener Barbaren hat ihn dir ausgeblasen wie der Windhauch eine Kerze.“

„Wir sprechen darüber ein andermal, wenn du Herr deiner Sinne bist! Komm, Céclie! Berrückten muß man aus dem Wege gehen!“

Der Marquis blickte seiner Schwester den Arm, um mit ihr das Zimmer zu verlassen.

Raoul vertritt ihm den Weg. „So leichtes Kaufes glaubst du mir zu entkommen? Muß ich dich daran erinnern, daß du mit deiner Schwester Hand zugegriffen hast?“

„Ein Edelmann hält sein Wort,“ versetzte Maurice gelassen, „solange du dich selbst eines Edelmannes würdig beminst. Du tust hart an der Grenze des Zulässigen. Keinen Schritt weiter, wenn ich dich bitten darf, sonst sind wir geschiedene Leute!“

„Wohlan, zieht hin! Aber das sage ich dir, dein Wort schenke ich dir nicht. Céclie muß die Meine werden! Ist erst dieser unheilvolle Krieg zu Ende und sind die Deutschen aus dem Lande, wird sie schon fürre werden. Deinen Liebesten aber hier wandte er sich zu der Komtesse und seine Stimme nahm einen diabolischen Klang an, der jene im Innersten erschauern ließ. „Deinen Liebesten werd' ich zu finden wissen, er soll dein Führer der „Rächer“ kennen lernen!“

Zweiter Teil.

In Epernay, der annulig im Tale der Marne liegenden Champagnerstadt, herrschte fieberhafte Aufregung. Eine Proklamations des deutschen Stappentkommandos verhängte über die Stadt die strengsten Maßregeln. Mit Einbruch der Dämmerung durfte sich kein Einwohner ohne Pässefreiheit auf der Straße herum lassen. Restaurants, Schenken, Cafés mußten um dieselbe Zeit geschlossen werden. Jeder Zuwiderhandelnde sollte ergriffen, jede Gewalttat mit dem Tode geahndet werden.

Ein böses, unheimliches Gefühl über die Bevölkerung gekommen. Sie fürchtete noch Schlimmeres, wenn es nicht gelang, dem Verbrechen ein Ziel zu setzen, das wie ein Dieb in der Nacht, unhörbar und unsparbar, sich in Kasernen, Wachstuben, Soldatenquartiere schlich und dort seine Opfer holte.

Das spurlose Verschwinden von Mannschaften der Stappentruppen hatte zu diesen strengen Anordnungen geführt. Die Militärbehörden vermuelen nicht ohne Grund, daß hier eine Verschwörerbande die Hände im Spiel habe, die nach dem Vorbild der Franktireurs draus ausging, die verhassten Deutschen, wo immer möglich, unschädlich zu machen.

Es mußten ganz abgefeimte Gesellen sein, die von sicherem Verstand aus ihre Anschläge ausführen und jede Spur ihres verbrecherischen Tuns zu verwischen verstanden. Daß der Schlupfwinkel der verwegenen Bande in Epernay selbst war, schien zweifellos — aber wo befand sich das Versteck?

Es lag nahe, daran zu denken, daß die geräumigen, in weiten Streden und mehrere Stockwerke tief sich unter der Erde hingehenden Kellereien und Lager der Champagnerfabriken ein geeigneter Sammelort für lästige Gesellen gefunden kommen, zumal die Befürer zum großen Teil ihre Anwesenheit beim Na-

ben der deutschen Truppentkörper verlassen hatten.

Wie im rheinisch-westfälischen Industriegebiet ungeheure Flächen des Landes durch Kohlengruben unterhöhlt sind, so durchziehen in dem Stabgebiet von Epernay und darüber hinaus mächtige Kellereien die Eingeweide der Erde. Hat doch, um nur ein Beispiel anzuführen, das älteste Champagnerhaus am Plage ein Gebiet von Gewölben, die einen Raum von vierzehn Kilometern Länge beanspruchen und dreißig Meter tief hinabreichen. Rechnet man noch dazu, was die anderen Champagnerfirmen für sich brauchen, so erhält man einen Begriff von dem unterirdischen Kellernetz, dessen Wägen wie riesige Kanäle nach allen Seiten laufen.

Es war am Tage nach der Proklamationsverteilung, als die Establon Werner in Epernay einrückte, um nach Beendigung ihres erfolgreichen Streifzuges sich dem Militärkommando zur Verfügung zu stellen.

Leutnant Graf Eberstein, der mit einer kleinen Abteilung Dragoner früher eingetroffen war, um die Truppen anzumelden und für Stallungen zu sorgen, empfing seinen Chef mit der Nachricht, daß man ihn auf der Kommandantur erwarte, auf der sechsten der Generalgouverneur von Reims eingetroffen sei.

Oberleutnant Werner schien nicht sehr erobert von dieser Nachricht und machte aus seiner Bestimmung dem Freunde gegenüber kein Hehl.

„Hat es denn so große Eile? Zehn Stunden im Sattel und noch keinen Happen genossen, mein Magen laurt ganz jämmerlich. Sorg' um Himmels willen für einen Bissen und einen frischen Trunk, und wäre es auch nur Brot und Wasser!“

„Na, na“, meinte Graf Eberstein lächelnd, „so mager sind wir nicht bestellt. Ein paar Stullen und ein Schluck Sekt soll dir sofort zur Verfügung stehen. Aber das sag' ich dir, laß den General nicht lange warten! Er ist rein des Teufels!“

Werner, der mit Ungeduld den angeforderten Erfrischungen entgegen sieht, nimmt der Ordnung die appetitlichen Bissen aus der Hand und verschlingt sie mit Heißhunger, ohne den Sattel zu verlassen. Daß er nicht vergißt, die trockene Kost mit dem perlenden Trunk der Champagne zu begießen, ist erklärlich.

„Du, das schmeckt! Ein tüchtliches Mahl! Keinen Broten und Tropfen lasse ich übrig!“ Aber sag', was ist mit dem General? Es ist doch sonst ein ganz netter Herr!“

„Von Nettheit hab' ich verstanden wenig gemerkt. Ich war froh, als ich dranhin war. Sein Adjutant — du kennst ihn ja, den zweimetrigen Lengen — gab mir ein paar Andeutungen von Hinterhalten und Anschlägen auf Mannschaften des hiesigen Stappentkommandos, hinter die man nicht kommen könne. Nach' dich nur auf ein ordentliches Donnerwetter gefaßt. Wir müssen, scheint's, als Säunbünde herhalten.“

„Was sagt denn der General zu unsrer Expedition?“

„Wenig genug! Er ließ nur die knappe Bemerkung fallen, wir wären hier nötiger gewesen als auf der Frontierjagd. Als ich von unsrer erfolgreicher Schlag gegen die Bande von Arcene begann, schmitt er mir kurz das Wort ab: „Sehen gut, das wird mir Ihr Establonchef berichten.““

„So, sagte er das? Nun, wird's eine eilige Geschichte für mich werden.“

„Warum?“

„Du fragst noch! Wegen des Zwischensfalls in der Matrice.“

„Ah bah! Darum brauchst du dich nicht zu sorgen. Ich habe in dieser Sache schon etwas vorgeberichtet und dem Adjutanten einige Winke gegeben. Ein bißchen Komödie, Wahrheit und Dichtung lunt durcheinander — die Kellereien liege ich ruhig in der Verfertigung.“

„Und du meinst, man könne den Vorgang ohne weiteres totschweigen? Nein, lieber Freund, meine Unvorsichtigkeit, mein Leichtmut verdienen Strafe.“

„Geflüstelt dich denn so sehr nach einem mehrwöchigen Arrest? Ich denke, du bist hier nötiger, wo es gilt, ein Verbrechen auszuheben. Durch eine solche Tat kannst du am besten dein schwerbelastetes Gewissen erleichtern.“

„Gut! Sei es drum! Vertraut mit der General die Aufgabe an, so will ich mein Leben dransetzen, sie zu lösen.“

„Um eins bit' ich dich. Halte dich in deinem Rapport so knapp wie möglich. Das Wesentliche weiß der General schon. Sorg' dafür, daß du ganz freie Hand bekommst. — Aber jetzt ist's die höchste Zeit! Ich gebe dir eine Ordnung mit; sie wird dich um Bestrengen und nachher in dein Quartier führen zu einem alten Ehepaar. Ich habe mich dicht daneben in die Dohut einer jungen Witwe gegeben. Du kennst ja meine Schwäche für das ewige Weibliche.“

„Sieh dich nur vor, daß dir dein heißes Blut keinen Streich spielt!“

„Sei unforg! Ich sinne diesmal

an andre Dinge. Das hübsche Weibchen, das gar zu gern plaudert, soll mir manchen verraten, was uns nützen kann. Laß mich nur machen!“

„Also auf Wiedersehen!“

Die Freunde trennten sich. Während Werner mit einem Dragoner nach der Kommandantur ritt, rückte Graf Eberstein mit der Establon in seinen Quartierbezirk ein.

Wie sehr die rätselhaften Vorgänge in Epernay die deutsche Militärleitung beschäftigten, bewies das plötzliche Erscheinen des Generalgouverneurs von Reims.

General v. Gallern, eine trotz der weißen Haare kräftige, aufrechte Soldatengestalt, hatte sich nicht Zeit genommen, das ihm angebotene Frühstück einzunehmen; er war Feuer und Planze für seine Aufgabe, den dunklen Nachschaffter auf die Spur zu kommen.

Im Dienste streng und unnachgiebig, war der General außerhalb seiner militärischen Pflichten ein Mann von feinen und gewinnenden Umgangsformen. Wenn diese in seiner gegenwärtigen Stellung weniger zum Ausdruck kamen, so lag es an den Verhältnissen. Das rein militärische Milieu, in dem er sich bewegte, gab ihm keine Gelegenheit zu gesellschaftlichen Pflichten. Sein verantwortungsvolles Amt als Generalgouverneur der Champagne nahm ihn demmaßen in Anspruch, daß für seine eigene Begablichkeit wenig übrig blieb.

In der letzten Zeit hatte sich der ernste Zug in seinem Wesen zu unererblicher Strenge verdichtet. Die fortwährenden Beunruhigungen, Ueberfälle und Hinterhalte, denen einzelnen Stappentkommandos durch Franktireurs ausgesetzt waren, hatten das Blut des Generals in Wallung gebracht. Nach allen Seiten ergingen scharfe Ordern, ohne Rücksicht und Schonung gegen die heimtückischen Banden und deren Helfer vorzugehen. Wie er selbst, so war auch sein Adjutant, Hector v. Lengen, tagelang zu seiner ruhigen Stunde geortet.

Und jetzt zu allem noch die verdamnte Geschichte in Epernay! Während die Truppen in der Front Sieg um Sieg gewannen, sollte hier ein unsichtbarer Feind ungestraft sein schändliches Spiel treiben? Dem mußte gekreuzt werden, und zwar so bald als möglich!

Ein Mann des raschen Entschlusses, ließ er sofort über Epernay den Kriegszustand verhängen und befand sich schon einige Stunden darauf selbst in der Stadt, die unter der Schuld der eigenen Landsleute zu leiden hatte.

Range Angst hatte sich der Einwohner bemächtigt. Sie waren vollständig aus dem Gleichgewicht gebracht. Sonst gingen sie ruhig ihren Geschäften nach, tranken im Café ihren mit Cognat gemischten Schwarzgen, rauchten mit Todesverachtung aus ihren kurzen Pfeifen den Regietabak, spielten Billard und schnappten weidlich über ihre untauglichen oder verräterischen Heerführer. Mit der deutschen Besatzung hatten sie sich längst ausgeöhnt, als sie merkten, daß der Sieger keineswegs der Werkstoff war, aus dem ihn ihre Moniteurs und Journale beschrien hatten. Zwischen Bürgern und Soldaten hatte sich ein ganz erträgliches Verhältnis herausgebildet.

Mit einem Male wurde das gestört. Dem rätselhaften Verschwinden einer Schildwache folgten ähnliche Vorgänge. Soldaten und Unteroffiziere, deren Verlässlichkeit und Treue nicht anzuzweifeln waren, verschwand von der Bildfläche, ohne eine Spur zu hinterlassen.

Daß hier eine böse Nacht dahintersteckte, war jedem klar, und wie es die Deutschen mit heillosen Jörn erfüllte, machtlos sich verurteiltem Treiben gegenüberzusetzen, so überlaten die Franzosen ein gewaltiger Schreden so der türkischen Anschläge ihrer Landsleute, deren Folgen sie zunächst zu tragen hatten.

Man gerief sich die Köpfe, wo die Mordgesellen hieden könnten. Waren es einzelne Kaufbolde, die sich an den Deutschen rächen wollten, oder war es eine Verschwörerbande, die nach wohlüberlegtem Plane handelte? Jedenfalls mußte sie einen sicheren Schlupfwinkel haben und geeignete Helfer und Helfer.

Das war's, was den General unaufrichtig bestürztigte, und als Oberleutnant Werner sich bei ihm meldete, war er so von diesen Gedanken eingenommen, daß er gar nicht nach den Einzelheiten des Streifzuges fragte, sondern sofort das aktuelle Thema der Epernayer Vorkommnisse anschlug.

„Sie haben, wie ich annehme, auf Ihre Expedition Gelegenheit gehabt, das Freischützengesinde kennen zu lernen, nicht allein seine Frechheit, sondern vor allem seine Verschlagenheit, seine Verwandlungskunst. Ich habe Ihnen die Aufgabe zugegeben, dem dunkeln Treiben am hiesigen Platz auf die Spur zu kommen. Sagen Sie offen, glauben Sie sich der Sache gewachsen?“

„Herr General! Ich habe von den geheimnisvollen Vorgängen erst hier Nachricht erhalten und muß zunächst

über die Einzelheiten unterrichtet sein, ehe ich mich näher äußern kann.“

„Sie sollen sofort in alles eingeweiht werden. Major v. Fendlingen, der die Stappentkommandantur in Händen hat, wird Sie über das Nötige aufklären. Sie finden ihn im nächsten Zimmer. Sobald Sie Ihre Informationen haben, melden Sie sich wieder bei mir.“

„Zu Befehl, Herr General!“

„Halt, noch eins! Sie kommen, wie ich höre, direkt aus dem Sattel und werden einer Stärkung bedürfen. In einer halben Stunde erwarte ich Sie mit dem Herrn Major zum Frühstück. Danach wollen wir unsern Kriegskraut halten.“

Eine enklaffende Handbewegung, und Werner entfernte sich. In dem bezeichneten Zimmer traf er den Major, der von dem Adjutanten v. Lengen schon auf sein Kommen vorbereitet war.

Sendlingen, eine unterfeste Figur mit einem Anflug von Wohlbeleibtheit, empfing Werner freundlich; auf seinen dunkelgeröteten feinen Wangen lag der Abglanz genußreicher Stimmung, zu dem zwei auf dem Tisch stehende Pullen die Erklärung gaben.

„Also Sie sind der Mann, der uns aus dieser verfluchten Klemme herausreifen soll? Was haben wir alles durchgemacht! Der Teufel hole den ganzen Stappentrummel! Mit Galanten und Banditen muß man sich herumschlagen, mit unsichtbaren Feinden, die man nicht fassen kann. Keine Minute ist man sicher vor dem Höllenpöbel und wird doch nicht für voll angesehen. Ja, lächeln Sie nur, Lengen, die Kameraden in der Front sind zehn mal besser daran als wir!“

„Aber, Herr Major!“ wandte der Zweimetrig ein. „Wir haben doch unsere prächtigen Ketten, unsre üppige Tafel und eine Auswahl der feinsten Marten der Champagne!“

„Ich preise auf das braunsüßberige Geflüß! Da lob' ich mir so einen vollen, runden Burgunder!“ Und mit der Miene des Feinschmeckers ließ er das dunkle Blut seine Kehle hinabgleiten. „Etwas muß man doch haben, nicht wahr, Werner?“

„Das ist das mindeste, was man in solchen Situationen verlangen kann, Herr Major! Uebrigens hat uns der Herr General in einer halben Stunde zum Frühstück befohlen!“

„Na, dann stopp!“ sogt der Major mit Resignation und stellte seinen Weinvorrat leise. „Sie haben recht, daß Sie mahnen.“

Der Major gab einen Bericht über die vermischten Mannschaften, die Zeit und den Ort, wo sie verschwanden, und schilderte das Leben am Plage, das Verhältnis zu den Einwohnern und ihren verträglichem Charakter, der auf keine Niedertracht schließen lasse.

„Wenn ich alles zusammenfasse,“ nahm Oberleutnant Werner nach einer kurzen Pause das Wort, „so kann ich den Verdacht nicht los werden, daß die Verschwörung von außen her in die bisher ruhige Stadt getrogen wurde. Die Dunkelmänner sind wahrscheinlich verpöngte Franktireurs, die hier Freunde und Bekannte haben, von diesen verborgen werden und nun vom sicheren Versteck aus ihre finsternen Pläne ausbeden und Genossen und Helfer dafür werden.“

„Da können Sie recht haben,“ warf der Major ein. „Es scheint jetzt gar nicht so unwahrscheinlich mehr, daß die Kerls ihr Versteck unter der Erde haben.“

„In den Kellern wird es aber kaum sein,“ meinte Lengen kopfschüttelnd. „Die Befürer würden ihren Hals riskieren, wenn sie den Morbbuben ein Asyl einräumten.“

„Das werden Sie natürlich nicht tun,“ bemerkte Werner. „Die Verschwörer brauchen gar nicht im Einverständnis mit dem Champagnerfabrikanten, von denen die meisten ja gar nicht am Plage sind, zu sehen. Sie schmuggeln sich einfach heimlich in die Gewölbe und fächeln sich im Labyrinth der unterirdischen Gänge so sicher wie in Abrahams Schoß.“

„Wie sollen sie aber in die verschlossenen Keller kommen?“ meinte, immer noch zweifelnd, der Adjutant.

„Da brauchen sie sich nur mit einem Angestellten der Firma, einem Kellermeister oder Küfer, zu verbinden und ihn für ihre Zwecke zu gewinnen. Diese Leute kennen sich in den Gewölben, die tief in die Krebseisen eingeprengt sind und in mehreren Abteilungen übereinander liegen, vollkommen aus; sie wissen die geheimen Lagen, wo der wertvollste Wein vertelert ist, und sind auch genau über die Richtung orientiert, in der die einzelnen Gänge zur Oberfläche verlaufen.“

„Wie sollen wir aber feststellen,“ fragte der Major, „ob die Bande wirklich da unten ihr Unwesen treibt?“

„Wir müssen uns zunächst Karten der einzelnen Bezirke, in denen die Champagnerfabriken liegen, verschaffen und dann von diesen Fabriken die Unterteilungen der Kellereien.“

„Die ersten werden wir unter dem Kartennaterial finden, das ich auf der Matrice an mich nahm.“

(Fortsetzung folgt.)